

Christoph Türcke

Digitale Erfolgsgesellschaft

Auf dem Weg
in eine neue
Stammesgesellschaft



C·H·Beck

Datenleitungen: Medien. Die Datengenerierung und -verwendung hingegen ist Sache der Nutzer und Kunden. Wer wie welche Daten erzeugt und wer was mit welchen Daten macht, darüber verfügt die Plattform keineswegs, obwohl die persönlichen Interessensbekundungen der Nutzer überhaupt erst durch Eingabe in Algorithmen zu Daten werden, wie auch deren Weiterverwendung häufig wieder über Algorithmen läuft. Das müssen nicht immer die von Facebook und Google sein. Auch diese beiden Riesenplattformen *sind* nicht das Internet. Sie haben zwar ungeheure Kapazitäten entwickelt, um es zu durchsuchen und ihre Funde algorithmisch zu ordnen, aber damit schaffen sie immer nur Inseln der Formalisierung in einem informellen Meer, das sich zudem mit jeder Datenspeicherung, die sie vornehmen, weiter vergrößert. Sie sind in der Lage, tief ins Internet einzugreifen, aber sie haben es nicht im Griff. Niemand hat das. Es ist unregierbar.

«Wenn man Google mit einem Wort beschreiben könnte, dann mit dem Ausdruck «absolut», meint die Informatikerin Shoshana Zuboff; denn es sei Absolutismus, wenn «die herrschende Macht keiner geregelten Kontrolle durch irgendeine andere Instanz unterworfen ist».[16] Nun ist Google zwar unkontrollierbar und unverschämt mächtig, aber nicht «die herrschende Macht», sondern nur *eine* der herrschenden Mächte. Und solange ihre Nutzer auf sie geradezu fliegen, ist der Vergleich mit einem absolutistischen Herrscher, der im Namen einer bestimmten Ideologie unbehelligt von parlamentarischer Kontrolle und gestützt auf ein stehendes Heer seine Untertanen aussaugt, wenig einleuchtend. Google-Nutzer sind nicht einfach Untertanen. Google unterdrückt sie nicht. Vielmehr sind *sie* diejenigen, die Google füttern: mit ihren Suchanfragen, Wünschen, Interessen. Google konfiguriert daraus lediglich ihr Profil und verwaltet es für sie. Jedes einzelne Profil ist ein digitales Wunschbild. Es registriert alle Wünsche, die Nutzer X bis zum jetzigen Augenblick in die Suchmaschine eingegeben hat. Es zeigt aber nicht bloß den Kontostand der bisher geäußerten an, sondern gibt damit zugleich ein Leitbild für alle künftigen. Als algorithmisch ermittelter Inbegriff des individuellen Wunschlebens hat das digitale Wunschbild den einzelnen, oft unstet-diffusen Wunschregungen etwas Entscheidendes voraus: eine Struktur. Es wirkt als höhere, orientierende Instanz, verblüffend ähnlich wie das, was Sigmund Freud «Über-Ich» genannt hat. Nur daß letzteres aus den verinnerlichten Regeln und Normen der Familie und Gesellschaft besteht, die das individuelle Trieb- und Wunschleben eindämmen und sozialverträglich machen sollen.[17] Das digitale Wunschbild hingegen veräußerlicht und verstärkt dies Wunschleben. Es ist «Wunsch-Ich», narzißtisches Spiegelbild – allerdings nur in dem Maße, wie es algorithmisch darstellbar und kommerzialisierbar ist. Die Suchmaschine bedient es. Die Suchergebnisse, die sie dem Nutzer wie eine fremde höhere Instanz präsentiert, bereiten lediglich seine

Wünsche, seinen Willen in mathematisierter, marktfähiger Form auf und lullen ihn in seine Blase ein. Die Menschen, so die Überzeugung des Google-Chefs Eric Schmidt, «erwarten von Google, dass es ihnen sagt, was sie als Nächstes tun sollen. Die Technologie ist so gut, dass es sehr schwierig für die Leute wird, irgendetwas anzusehen oder zu konsumieren, das nicht passgenau auf sie zugeschneidert ist.»[18]

Nur in der Rolle des dienstbaren Geistes vermag Google zu herrschen. Seine Nutzer sind nicht seine Untertanen, sondern erteilen ihm Suchbefehle. *Ihr* Wille geschieht. *Sie* sind die Herren. Andererseits sind sie in extremem Maße Knechte. Sie hängen am Tropf der Suchmaschine wie Alkoholiker an der Flasche. Anfangs in dem Hochgefühl, im Nu über Unmengen von Daten zu verfügen; doch bald schon in Abhängigkeit von der Maschine. Je mehr sie ihnen ihre Suchwünsche erfüllt, desto mehr ist sie es, die «ihnen sagt, was sie als Nächstes tun sollen». Die Nutzer werden weder politisch, religiös oder ökonomisch indoktriniert. Google interessiert sich nicht für Inhalte. Es wirbt nicht für diese Produktpalette oder jene Weltsicht.[19] Es bietet jedem seiner Nutzer lediglich die Produkte und Ansichten, die so sehr «seine» sind, daß er sich kaum mehr eigens für sie entscheiden muß.

Den Machtverhältnissen, die hier entstehen, kommt man mit herkömmlichen politischen Begriffen von Herrschaft und Unterdrückung kaum mehr bei. Plattformen wie Google und Facebook knechten ihre Nutzer nicht. Sie saugen sie an. Doch damit machen sie sie abhängiger als jede politisch-militärische Gewalt. Sie beschneiden ihr Wunschleben nicht. Sie entfesseln es algorithmisch in einer bestimmten Richtung. Die Nutzer entstammen Familien, Gemeinden und Staaten. Sie gehören Institutionen, Firmen, Vereinen, Religionsgemeinschaften an. Aber im Sog der Plattform treten all diese Zugehörigkeiten zurück. Hier ist jeder nur noch Nutzer. Es zählt, was er gerade sucht und wählt. Dabei wird er stark davon beeinflusst, was viele andere gewählt haben, und beeinflusst wiederum andere. Die Nutzer stehen in engster Wechselwirkung. Doch die wenigsten haben persönlich miteinander zu tun. Die Freundeskreise oder Interessengruppen, die über die Plattform zusammenfinden, sind nur verschwindende Partikel in der Gesamtheit der Nutzer. Die aber bildet einen diffusen, informellen Schwarm. Jeder kann jederzeit aus ihm ausscheren. Keine Loyalität, Satzung oder Staatsbürgerschaft hindert ihn daran. Und wenn die allermeisten dennoch bleiben, so sind es ganz primitive vorpolitische Kräfte, die sie an die Plattform binden: Schwarmverhalten, Bequemlichkeit, aufschublose Wunscherfüllung.

Neue und alte Informalität

Mit Google und Facebook ist die Plattform zum ökonomischen Paradigma aufgestiegen. Wo immer es gelingt, herkömmliche Firmen wie Plattformen zu organisieren, winkt riesiger Geschäftserfolg. Da war zum Beispiel jemandem aufgefallen, daß ca. 80 Prozent der Arbeitszeit von Taxifahrern in Warten auf Kundschaft besteht. Warum dieser Leerlauf? Warum sollte man nicht jedem gewöhnlichen Führerscheininhaber und Autobesitzer, der einen Job sucht, die Gelegenheit geben, Personen und Dinge in seiner Umgebung zu transportieren? Er braucht nur ein gutes Smartphone mit einer Navigations- und Kontrollfunktion, die gewährleistet, daß er Kunden und Fracht auf dem besten Weg ans gewünschte Ziel bringt, dann kann er für jede Fahrt, die man ihm vermittelt, seinen Anteil kassieren, ohne daß man ihn einstellen oder ihm gar ein Auto beschaffen müßte. Das war die Geschäftsidee von Uber: einer Plattform, die auf Taxiniveau Transporte vermittelt, aber ohne die laufenden Kosten von Taxiunternehmen – und daher deutlich preisgünstiger.[20]

Wer für Uber fährt, arbeitet extrem flexibel, kann zwischendurch seine Kinder betreuen, andern Jobs nachgehen, studieren, verreisen, was auch immer. Gleiches gilt für Privatleute, die durch Vermittlung der Plattform Airbnb ungenutzte Zimmer ihrer Wohnung vermieten. Sie wirken an einem digital gesteuerten Hotelbetrieb ohne laufende Hotelkosten mit. Digitale Datenverwaltung und Entwicklung von Softwareprogrammen werden ohnehin mehr und mehr in Heimarbeit ausgelagert. Die Zahl der Jobs, die man von zu Hause aus erledigen kann, wächst rapide. Dies alles sind informelle Arbeitsformen, die erst dank Mikroelektronik möglich wurden. Ihre Anlaufstelle ist das Smartphone. Die große Mehrzahl aller Erwachsenen besitzt heutzutage ein solches Gerät, selbst die der Flüchtlinge, die unter größten Entbehrungen aus Nordafrika oder Westasien nach Mitteleuropa gelangen. Je erschwinglicher es wird, desto unentbehrlicher. Wenn alle andern ein Smartphone haben, muß ich auch eines haben. Sein Besitz wird zum «Menschenrecht».

Als die derzeit kleinste, am meisten verdichtete Gestalt des PC bringt das Smartphone die gegenwärtige Weltlage auf ihren neuralgischen Punkt, nämlich den Indifferenzpunkt von Arbeits- und Freizeit, Arbeits- und Wohnraum, Öffentlichkeit und Privatsphäre. Zum einen ist das Smartphone heute das Arbeitsmittel *par excellence*. Es gehört den allermeisten Beschäftigten ebenso signifikant an wie einst dem Bauern Pflug und Hacke oder dem Schmied Hammer und Amboß. Und wer in der eigenen Wohnung für eine Firma Daten verwaltet oder Software entwickelt, verrichtet wieder Heimarbeit, wie es Weber und Uhrmacher taten, als sie noch nicht in Manufakturen, sondern zu Hause saßen und für größere Auftraggeber, sogenannte Verleger, produzierten. Auf High-Tech-Niveau kehren früh-, ja nahezu vorkapitalistische Verhältnisse zurück.

Andrerseits ist das Smartphone ungleich mehr als nur ein Arbeitsmittel. Es ist

aus der gesamten Lebensführung nicht mehr wegzudenken – von der Informationsbeschaffung über die Freizeitgestaltung bis zur Kontaktpflege. Vom eigenen Smartphone getrennt zu werden ist wie eine Amputation. Wehe, man hat es irgendwo verlegt oder liegen gelassen. Jähe Angstausschübe, hektische Suchaktionen sind die Folge: typische Entzugserscheinungen. Lehrer, die für die Zeit des Unterrichts die Handys ihrer Schüler einkassieren, riskieren, des Eingriffs in Persönlichkeitsrechte beschuldigt zu werden. Das Smartphone ist der digitale Identitäts- und Sammelpunkt, um den die Triebregungen, Wünsche und Interessen einer Person ebenso schwärmen wie die Wünsche und Interessen von Nutzern um eine Plattform. Insofern ist das Smartphone das individuelle Gegenstück zur Plattform. Zudem sichert es den ständigen Zugang zu ihr. Man kann es stets bei sich führen. Und dann ist es auch noch die Vorform der Plattform. Privatpersonen, die sich dank PC oder Smartphone einen Blog einrichten, etablieren eine Mikroplattform. Große Plattformen wiederum sind Makroblogs und haben oft ganz klein begonnen. Für die Anfänge von Facebook genügte ein PC.

Die Wiederbelebung vormoderner Arbeitsverhältnisse, aber ohne die festen Strukturen, in die sie eingebunden waren: das ist die Bewegungsform mikroelektronischer Informalisierung. Jeder ihrer rasanten Fortschritte vollzieht auch einen «Rückgang in den Grund».[21] Die wesentlichen Arbeitsmittel fallen wieder den Arbeitenden zu und verbinden sich nicht minder innig mit ihnen als einst die Schwerter mit den Rittern. Aber zu gewandelten Konditionen. Smartphones sind nicht mehr Spezialwerkzeuge bevorzugter Berufsstände, sondern Universalgeräte. Die permanente Verfügung über sie generiert einen neuen Stand von Selbständigen. Das sind überwiegend kleine Subunternehmer, Manager ihrer eigenen Arbeitskraft[22] – Leute, die nicht mehr fest eingestellt, sondern auf Lieferbasis beschäftigt werden, von Termin zu Termin arbeiten, meist unter Zeitdruck, aber völlig frei darin, sich ihre Zeit selbst einzuteilen. Sie sind kaum besser dran als früher Industriearbeiter und kleine Angestellte – und selbständig vor allem darin, daß sie unablässig selbst für die soziale und mediale Präsenz sorgen müssen, die ihnen Aufträge verschafft. Das schönste Smartphone liegt als Arbeitsmittel brach, solange ihm geldwerte Arbeitsaufträge fehlen.

Die Elendszonen, die in Afrika, Asien und Südamerika nicht aufhören, den Rand und das Hinterland gigantischer Städte zu bilden und nach wie vor informeller Sektor heißen, sind in mehrfachem Sinn Rückstände kapitalistischer Industrialisierung: von ihr verursacht, von ihren Errungenschaften weitgehend ausgeschlossen und oft rückständig bis zum Fehlen von Strom und Kanalisation. Ganz anders die informellen Verhältnisse unter High-Tech-Bedingungen. Sie sind die Vorhut der Menschheit – verdanken sich einer mikroelektronischen Revolution, die mit der flächendeckenden Verbreitung von PCs ja erst begonnen hat. Ihr nächster Schub war der Übergang vom Tischcomputer zum Smartphone.

Nun steht das «Internet der Dinge» an: sich selbst steuernde Transportmittel, Fabriken, Datenerhebungen, Diagnoseverfahren etc. Von ihnen aus gesehen erscheinen bereits Firmen als rückständig, die sich eine große konstante Belegschaft halten, oder Staaten, die für Verwaltung, Erziehung, Bildung, Forschung und Lehre unbefristet Leute einstellen oder sich gar eine teure Polizei leisten, statt private Sicherheitsdienste zu beauftragen.

Auch diese neue Art der Rückständigkeit ist nicht im Handstreich zu beseitigen. Mit dem Vordringen von Uber etwa verschwinden nicht sogleich die herkömmlichen Taxiunternehmen. Aber sie sind in der Defensive, seit erwiesen ist, daß für Personentransport im Prinzip eine Internetplattform genügt. Das nagt die festen Taxifahrerverträge an. Und so geht es in nahezu allen Arbeitsbereichen. Der Sog der Digitalisierung setzt ständig neues Informalisierungspotential frei. In feste Arbeits- und Lieferverträge lassen sich stets Lockerungen – kleine Einkommenseinbußen hier, kleine Zusatzaufgaben dort – einbauen. Selbst in europäischen Staaten mit hoher Wirtschaftsleistung und guter Sozialversorgung, von denen Flüchtlinge aus Nigeria oder dem Senegal sich magnetisch angezogen fühlen, blühen zwischen unbefristeten Teilzeit- und befristeten Vollzeitverträgen zahllose Varianten. Universitäten sind längst dazu übergegangen, einen großen Teil von Forschung und Lehre auf Lieferbasis erledigen zu lassen. Die Mehrzahl hochqualifizierter Nachwuchswissenschaftler bewegt sich von Forschungsprojekt zu Forschungsprojekt, von Lehrauftrag zu Lehrauftrag, mit geringer Aussicht, daß ihr Engagement irgendwann einmal mit einer der wenigen festen Stellen belohnt wird.

Der informelle Sektor alter Art und die informelle Vorhut einer neuen Zeit sind äußerste Gegensätze. Aber längst haben sie begonnen, einander zu durchdringen. Für die Gemeinsamkeit, die dabei entsteht, läuft ein Wort um, das ungefähr so alt ist wie das Smartphone: Prekariat. Daß hungernde Müllsammler und Straßenhändler ein prekäres Dasein führen, liegt auf der Hand. Im Vergleich dazu lebt man im universitären Bereich auch ohne Festanstellung immer noch hoch komfortabel. Doch die Globalisierung treibt zur Angleichung dieser Gegensätze. Smartphones dringen in die Slums ein und eröffnen auch dort neue Möglichkeiten des Lebensunterhalts, während an altehrwürdigen Universitäten nicht fest angestellte Wissenschaftler sich neben sporadischen Forschungs- und Lehraufträgen zunehmend mit Clickworking, Touristenführung, Nachhilfeunterricht, Taxifahren etc. durchschlagen müssen. In vielen Firmen (allen voran Sicherheitsdiensten) gehört es zur «Kultur», daß sich die Mitarbeiter in relativ kurzen Abständen neu auf ihre Stellen bewerben müssen und, um sie zu behalten, auch ungünstigere Konditionen in Kauf nehmen. Wenn das Personal von Kaufhäusern oder Supermärkten unbefristete Verträge bekommt, dann vorzugsweise für eine Mindeststundenzahl – mit der Auflage, je nach Bedarf bis